

Die Entlarvung.

Kriminal-Novellette von Ralph v. R. a. n. i. b.

Es war eines Abends zwischen 10 und 11 Uhr; Hortense, das Stubenmädchen, und Francois, der Diener, wollten soeben ihre Pflichten aufräumen, da erklang schrill dreimal hintereinander die elektrische Glocke, welche das Schlafzimmer der Herrschaften mit den Kammern der Dienerschaft verband.

„Ach ja,“ seufzte Francois, „man kommt eben nie zur Ruhe. Ich denke, Hortense, Sie gehen hinunter!“

„Kommen Sie nur mit,“ antwortete das Mädchen. „Sie wissen: Einmal läuten bin ich, zweimal läuten gilt Ihnen, dreimal läuten ruft uns beide.“

„Sie haben recht,“ sagte der Diener. „Gehen wir also! Hoffentlich kommt in dieser vorgerückten Stunde nicht noch Besuch?“

„Wo denken Sie hin? Herr und Frau Millefleur haben sich bereits zur Ruhe gelegt. Wenn er nur nicht wieder seine Anfälle bekommen hat!“

Das Mädchen hatte richtig geahnt: Herr Millefleur (früher im Justizdienst des Staates, seit kurzem in Pension) war wieder sehr unwohl.

Er klagte über allgemeine benächtigende Schwäche, ohne besondere Symptome angeben zu können, und verlangte dringend nach einem Arzt.

Francois machte sich auf den Weg und kam nach einer halben Stunde mit Dr. Herisson, der schon bei früheren Anfällen gerufen worden war, und für sehr tüchtig galt.

Herisson stellte zunächst fest, daß die Herzthätigkeit abnorm schwach war, verschrieb einige anregende Mittel, die der Diener noch schnell aus der Apotheke besorgen mußte, verabschiedete aber der trostlosen Frau Millefleur nicht, daß die Situation sehr ernst war.

Er ist zwar erst Anfang fünfzig, Madame,“ sagte er zu ihr leise im Nebenzimmer, „aber Herzleiden binden sich an kein Alter. Vermuthlich haben wir es auch mit Arterienverkalkung zu thun. Ich will Ihnen nicht unnütz Hoffnungen machen. Ich es nicht dieser Anfall, so ist es der nächste. Jedenfalls bin ich um 6 Uhr früh wieder hier. Ruhe, anabigefrau, und Frömmung!“

Madame schwam in Thränen: „Noch einige Jahre hätte ich ihn gern behalten! Ich bin erst zehn Jahre verheiratet, lieber Doktor — o Gott, wie traurig, mit zweiunddreißig Jahren schon Witwe zu werden.“

„Ihr Herr Gemahl ist also volle zwanzig Jahre älter?“

„Ja, lieber Doktor — aber was mehr. Der Arzt nicht, er hatte es macht das? Er ist meine Jugendliebe!“

„Kräften Sie sich, gnädige Frau — wir müssen nun einmal das Unvermeidliche hinnehmen!“

Als Dr. Herisson am Morgen wiederkam, war Herr Millefleur nicht mehr. Der Arzt nicht, er hatte es im Voraus gemerkt: es war der typische Ausgang dieses Leidens.

Drei Tage danach trug man Herrn Millefleur zu Grabe; die Straße war schwarz von Equipagen und Menschen. Sogar der Minister hatte sich vertreten lassen und die Herren vom Appellhof, bei dem der Verstorbenen gearbeitet hatte, erschienen in der Amtsküche mit dem Kranz der Ehrenlegion im Knopfloch. Der Kirchenchor der „Mabelleine“ sang wunderschön, als man den Sarg in die Bestattungshalle trug, wo er bald zur Asche werden sollte. Denn es war Millefleur's letzter Wunsch gewesen — mit zitternder Hand im Bett auf einen Zettel geschrieben — durch Feuer befreit zu werden.

Drei Wochen nach diesem traurigen Ereignis ließ Madame Millefleur ihren Hausstand auf Francois und Hortense werden reich abgeloht und entlassen, die Witwe fuhr nach dem Süden, nachdem das Testament eröffnet und sie in ihrer Eigenschaft als Universalerbin anerkannt und befristet worden war. Ein Neffe des Verstorbenen, den er sehr geliebt hatte, erhielt ein Legat von wenigen tausend Franken und mußte zufrieden sein, nicht ganz leer ausgegangen zu sein. Madame Millefleur mochte wohl geküßelt haben, daß er mehr erwartet hatte, und daher besandte sie ihn mit einigen werthvollen Mobilitäten aus dem Nachlaß des Verstorbenen, einer kleinen Bibliothek, dem werthvollen Schreibisch, einem Armseffel und einigen Delgemälden, die sie doch nicht gebrauchen konnte, und die bei einer Veräußerung im Wege der Auktion nicht allzuviel einbrachten hätten. Und was hätten ihr selbst 2 bis 3000 Franken gemacht? Sie belagerte eine Rente von 40,000 Franken pro Jahr und konnte sich jeden, nicht zu unbeschreiblichen Wunsch erfüllen.

Herr Millefleur, der als junger Advokat sich tümmelnd näherte, stellte die gescheiterten Sachen in seinem beschriebenen Arbeitszimmer auf als Andenken an den Onkel, der ihm einst versprochen hatte, die Hälfte seines Vermögens werde er erben, und der sein Versprechen so schlecht gehalten hatte. Ganz besonders den Schreibisch, ein kleines Meisterwerk der Tischlerkunst, hielt er in Ehren, und deshalb war er besonders ärgerlich, als Frau Gerard, die ihm den Hausnachlaß besorgte, eines Tages das Inventar über die feingemastete Platte ausgab.

„Inwiefern Unachtsamkeit!“ schalt er in sich hinein. „Mein schönstes Stück so zu ruinieren!“ Und höchst eigenhändig mochte er sich daran, die Linie abzumessen und jede Fuge zu reinigen. Bei dieser Arbeit geschah aber etwas Ueberraschendes: Eine kleine Spalte gab dem Druck seiner Hand nach, erweiterte sich und enthüllte ein Geheimniß, in dem mehrere Papiere lagen!

Herr Millefleur erkannte sofort die Handschrift des toten Onkels, der ein Tagebuch geführt und hier die Erlebnisse seiner Ehe niedergelegt hatte. Der junge Advokat las zwei Stunden, vergaß einen Termin vor Gericht, las noch einmal zwei Stunden, als sein Frühstück und war hoch erstaunt, als Madame Gerard, die noch immer ob ihres Tintenrevells schuldbehaftet war, leise erinnerte, es sei bereits ein Uhr Mittags. Dann holte er in Eile das verstaubte Essen nach, ging zur nächsten Straßenecke, bestieg eine Droschke und fuhr direkt zum Central-Bureau der Kriminalpolizei. Hier hatte er eine kurze Aussprache mit dem diensthabenden Beamten, der ihm die Adresse von M. Alphonse Lenoir, dem berühmtesten Detektiv der Hauptstadt, nannte.

M. Lenoir nahm mit lebhaftem Interesse die Darstellung des Advokaten entgegen.

„Wenn ich also zusammenfassend wiederholen darf, Herr Advokat: das Tagebuch stammt unzweifelhaft von Ihrem Herrn Onkel!“

M. Lenoir nahm mit lebhaftem Interesse die Darstellung des Advokaten entgegen.

„Was er mir auch mündlich oft zugesichert hat.“

„Es giebt weiter Aufschluß, daß noch ein zweites Testament vorhanden gewesen sein muß, eben das, welches Sie zum Erben einsetzte?“

„Ganz richtig.“

„Es besagt endlich, daß er auf dem Pere la Chaise begraben sein wollte?“

„Und Madame hat ihn auf Grund eines angeblichen Zettels von seiner Hand verbrennen lassen.“

„Der Fall ist klar, mein Herr! Ein Giftmord!“

„Ich habe keinen Zweifel! Aber was nun thun?“

Der Detektiv sann lange nach: „Ein sehr schwieriger Fall — ein sehr schwieriger Fall! Aber wir wollen die Hoffnung nicht sinken lassen. Für mich steht es fest, daß diese Frau Ihren Onkel nur geheiratet hat, um ihn zu beerben. In den ersten Witterwochen mochte er zu Liebe das erste Testament aufgesetzt haben; später, als er ihre wahre Natur erkannte, errichtete er das zweite, ohne das erste zu vernichten. Aber sie täuschte ihm vor, das erste Testament werde vernichtet, indem sie vielleicht ein anderes, ähnliches Papier in den Ofen schleuderte. So etwas ist ja leicht zu machen! Genug — Ihr Herr Onkel wurde dann systematisch vergiftet. Mit kleinen Dosen irgend eines Giftes fing es an, mit großen endete es. Welcher Arzt denkt bei einer glücklichen Ehe an solche Rachhülfe? Derlei denken laufen ähnlich aus. Herr Millefleur mußte also herzantraut sein! Und danach, als er verstorben war, flog zuerst das neue Testament in die Flammen, und dann folgte Herr Millefleur nach: Sehr schlau, sehr gerissen! Gift ist nicht mehr nachzuweisen! O, diese Feuerbestattungen! Wie ich sie verabscheue — von Verwundung wegen!“

„Ihre Auffassung der Lage ist sehr wahrscheinlich. Leider muß sie aber auch dem Gericht bewiesen werden. Wie das machen? Ich bin selbst Advokat — aber ich sehe kein Mittel.“ Das Tagebuch belastet die entsetzliche Frau freilich, aber zur Ueberführung genügt es keineswegs.“

„Ganz Ihrer Meinung, Herr Advokat, und deshalb werde ich es mit Hilfe meiner Leute anders anstellen.“ Ein Bild Ihres Herrn Onkels kann ich wohl erhalten, ja? Und Madame ist zur Zeit noch im Süden? Gut! In einiger Zeit werden Sie von mir hören!“

Madame Millefleur nahm, nachdem sie einige Wochen an der Riviera verweilt hatte, in einem vornehmen Wohnorte der Hauptstadt wieder Wohnung. Das Logis wurde hochmodern eingerichtet, ein Coupee angeschafft, ein Diener und eine Jofe engagirt. Mit den Diensthilfen hatte Madame Glück. Sie war noch im Beariff, in ihre Villa einzuziehen als ein älterer solider Diener sich von selbst anbot, und durch seine Vermittlung kam auch das tüchtige und geschickte Kammermädchen in ihr Haus.

„Es sind wahre Perlen,“ erklärte Madame ihren Freunden, „mit dem faulen Gefinde, das ich noch zu meinen lieben, unvergeßlichen Mannes Lebzeiten hatte, gar nicht zu vergleichen! Natürlich hat jedes Ding seine Schattenseiten, und Vollkommenheit existirt auf Erden nicht. Frederic und Marie stammen aus einem Provinzstädtchen und sind sehr abergläubisch.

Aber ich lache selbstverständlich darüber!“

„Es war in der That so: Die beiden Diensthilfen, sonst so ernste und tüchtige Leute, hatten diese Schwäche, an allen möglichen Geisteranfang zu glauben, und eines Morgens fand Madame auf dem Bett ihrer Jofe sogar ein Buch mit dem Titel „Die Wiederkunft der Todten“ oder „Eindrungen der überfinnlichen Welt in die diesseitige.“

„Wie können Sie nur so thöricht sein, Marie,“ sagte sie, aber sie nahm das Buch doch mit und las es bis zu Ende durch. Am nächsten Sonntag hat Marie um einen freien Abend, weil sie gern einmal eine spiritistische Sitzung mitmachen wollte. Am Montag suchte sie so viel davon zu erzählen, daß Madame neugierig wurde und selbst den Zettel besuchte, dessen Vorführungen den Eindruck nicht verfehlten.

Etwa vier Wochen später kündigte plötzlich Marie ihre Stellung. Das Mädchen wollte zuerst nicht mit der Sprache heraus, als Frau Millefleur nach den Gründen ihres Abganges forschte. Endlich aber gab sie die Erklärung ab, es sei in diesem Hause nicht richtig. Sie habe oft Nachts einen schlurrenden Tritt einen trockenen Husten im Salon gehört obwohl doch Niemand darin sein könnte. Dabei blieb sie auch und ließ sich nicht halten, obwohl Madame ihr Verdoppelung des Gehalts anbot.

Auch Frederic wollte dieselbe Wahrnehmung gemacht haben, aber er blieb in seiner Stellung, weil eine Herrin ihm goldene Beuge versprochen. Seit Marie's Fortgang mußte er immer in ihrem Vorzimmer schlafen und es geschah manche Nacht, daß er leise bei Madame anpochte und mit besserer Stimme hineinflüsterte: „Er geht wieder um! Ich höre ihn huten!“

Frau Millefleur wurde nervös, ihre Bekannten fanden, daß sie schlecht ausah. Sie empfand es selbst und sagte: „Der Spuk soll ein Ende haben! Ich werde ihn aus meinem Salon hinausjagen.“

Und wieder kam eine Nacht eine dunkle, kühlische, in der die Regentropfen in den Fenstern rauschten. Wieder stand der treue Diener den Kopf in's Zimmer und flüsterte: „Ich höre ihn!“

Todtenbleich sind sie vom Bette auf, warf einen Mantel um und sagte: „Folge mir, Frederic! Es ist Unfug! Ich will Ruhe vor den Todten haben! Hier ist die Salonthür — öffne sie weit damit Du siehst daß Alles nur Einbildung — ääh!“

Sie schrie leidend auf: In der Mitte des Salons stand ein alter Mann in der Amtströbe der Richter.

Am nächsten Tage brachte man die Wahnfinnie in's Irrenhaus, wo sie unablässig tobt und sich verflucht: „Wilst du mich holen? Wilst du mich holen? Ich war es, ja, ich war es! Beruhige mich, dann ist es zu Ende!“

Und an demselben Tage hatten Herr Millefleur und der Detektiv eine ernste Aussprache: „Bei Gott, das wollten wir nicht; sie sollte nur entlarvt werden. Aber ein Höherer hat gerichtet!“

Garte Strafe.

„Was war denn diese Nacht für ein furchtbares Geräusch bei Ihnen?“

„Ach, den Spaß hätten Sie sich anziehen müssen. Ein Einbrecher wollte mir einen Besuch abtun, war aber in dem engen Korridorfenster stecken geblieben und strampelte uns mit den Füßen entgegen, als wir nach Hause kamen. Na, ehe ich dem Kerl nun heraushalf und ihn festnehmen ließ, haben sich meine Kinder damit amüßigt, ihn tüchtig an den Fußsohlen zu tigeln!“

Ein lauter Förber.

„Ihr Mann ist Förber? Dann verdient er gewiß ganz gut!“

„Das könnte er, leider aber macht er so oft blau!“

Kindliche Logik.

Eschen: „Mama, hier im Küchenschrank liegen schon so lange drei Äpfel, laß mich die doch essen. Wenn sie noch länger liegen, werden sie vielleicht faul.“

Mutter: „Sei ohne Sorge, mein Kind, die werden so leicht nicht faul.“

Eschen: „Du sagtest doch aber heute Morgen zu mir, als ich gerne noch im Bett liegen bleiben wollte, ich solle nur aufstehen, das lange Liegen mache faul.“

Sicherung.

Arzt (zum Pantoffelhelden, dessen Frau schon längere Zeit krank ist): „Ihre Frau hat am Rücken einen blutunterlaufnen Fleck... hat sie sich am Ende verletzt?“

Pantoffelheld: „Ach nein!... Aber seitdem sie krank ist... schläft sie auf dem Hausfußstül!“

Seinmagen.

Bankier Wolf: „Bin ich mir noch nicht klar, welchen Namen ich soll geben meiner neuen Villa.“

Schwiegermama (boshaft): „Schlage ich vor... Wolfsschlucht!“

Schwiegersohn: „Bravo! Bravo! Und wenn Sie, liebe Schwiegermama, bei uns weilen auf Besuch, dann nennen wir sie zur Abwechslung „Traubenhöhle.“

Die Furcht vor dem Gewehr.

Skizze von Max Hoffmann.

„Nun? Wirds bald? Los!“ tommandierte der Schießerunteroffizier.

„Paff! Da ging der Schuß los, und in demselben Augenblick lag das Gewehr an der Erde und der Rekrut wälzte sich daneben in Krämpfen.“

„Zum Donnerwetter!“ fluchte der Unteroffizier. „Was machen Sie denn für Geschichten, Meyer? Schon wieder dieser vermaledeite Anfall? Wann wird denn das endlich anders werden? Wir können doch keinen Menschen gebrauchen, der das Gewehr jedesmal losläßt, wenn er schießen soll!“

Der Soldat wurde immer noch hin- und hergerissen. Er war dunkelroth geworden, die Zähne klapperten aufeinander, und seine Augen verkehrten sich so, daß man nur das Weiße sah.

„Wasser! Bringt doch etwas Wasser!“ befahl der Unteroffizier ärgerlich.

Ein paar Leute gossen dem Daliegenden einen Feldfessel voll Wasser über Kopf und Gesicht. Er prüftete wie ein Walfisch, aber es wirkte. Die Judungen der Arme und Beine ließen nach, er lag noch ein Weilchen ganz ruhig, dann athmete er tief auf, sah sich verwundert im Kreise um und erhob sich langsam.

„Na, sind Sie endlich wieder bei sich?“ fragte der Unteroffizier ironisch. „Aber, Mann, nun sagen Sie bloß, was soll denn eigentlich daraus werden? Warum schießen Sie denn nicht einfach wie jeder Andere? Erklären Sie mir das einmal!“

„Herr — Herr Unteroffizier — bitte um Entschuldigung — aber ich kann nicht dafür. Sobald ich das Gewehr zum Schusse in die Hand nehme und anlege, weiß ich schon vorher, daß es wieder über mich kommt. Ich fühle deutlich, wie es hochsteigt — die Sinne schwinden mir — und es ist vorbei.“

„Ach was, dummes Zeug! Sie müssen sich eben zusammennemen. Sie sind doch sonst 'n ganz leidlicher Kerl, können turnen, der Parade-schritt geht auch beinah, und die Griffe klappen so einigermaßen. Wo soll denn nun der Grund liegen, daß Sie nicht schießen können?“

Der Gescholtene machte ein verzweifeltes Gesicht. „Es muß wohl eine Krankheit sein, Herr Unteroffizier.“

„Faseli! So was giebt's ja gar nicht! Das ist nun schon seit Wochen so, und das sage ich Ihnen, das darf nicht so weitergehen. Mir bleibt nichts anderes übrig, ich muß die Sache melden.“

Dem Manne standen die Thränen in den Augen. Er war sichtlich selber ganz zerknirsch über diese sonderbare, unüberwindliche Schwäche. Doch das half ihm nichts. Die Sache wurde gemeldet, und Meyer wurde noch einmal energisch ins Geheul genommen.

„Führen Sie den Kerl vor!“ befahl der Herr Hauptmann, nachdem er bei der Darlegung des Falles entrüstet den Kopf geschüttelt hatte. „Ich werde ihm mal ins Gewissen reden.“

Es war eine eindringliche, wichtige Rede, die er hielt. Von Mannedemuth, soldatischer Ehre und Pflichtgefühl, von Vaterlandsliebe und Gottvertrauen. „Sind Sie denn ein Walschlappen, daß Sie sich vor dem Schuß fürchten? Wenn Sie den Knall nicht betragen können, so kloppen Sie sich doch die Ohren mit Baumwolle zu!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann — habe ich gethan.“

„Na also! Was ist denn nun noch?“

„Eine mir selber unbegreifliche Furcht, Herr Hauptmann. Wie ich mich auch anstrengte, ich kann nichts dagegen machen. Meine Hand trampft sich zusammen, das Gewehr fällt weg, und ich falle um. So ist es jedesmal.“

„Unfug! Kurz und gut, wenn das nicht anders mit Ihnen wird, dann schießen Sie hinein, merken Sie sich das! Drei Tage sind Ihnen sicher, und wenn das nicht hilft, gibts mehr. Verstanden? Das wäre ja noch schöner, wenn einer nicht dazu zu bringen sein sollte, das Gewehr richtig abzurücken! Abtreten!“

Meyer machte tramm aber mit betrübtem Gesicht febr, man sah ihm deutlich an, wie leid ihm selber seine Schwäche that...

Bei der nächsten Schießübung er-schießen der Hauptmann persönlich.

„Hat Meyer schon geschossen?“ fragte er den Unteroffizier.

„Befehl, Herr Hauptmann, nein! Er ist noch nicht dran.“

„Dann soll er jetzt gleich rankommen. Will doch mal sehen, wie's geht.“

Der allgemein beliebte Herr Hauptmann hielt es für nöthig, vorher mit väterlicher Stimme eine kleine freundliche Ermahnung an den Un-glücklichen zu richten. „Na, Meyer, Sie sehen ja recht gut aus, gar nicht krank. Also nun nehmen Sie sich zusammen, es wird schon gehen, es muß gehen! Sehen Sie, da ist die Scheibe! Haben Sie richtiges Visir? Schön! So, nun Stellung! Ihre Haltung ist ja auch leidlich. Und nun passen Sie auf! Ich zähle bis Drei, und bei drei drücken Sie ruhig ab! Fest den Kolben an die Wade stemmen! Achtung; Eins — zwei — drei!“

Baum! — Meyer krümmte sich neben dem Gewehr im Sande.

Der Hauptmann betam beinah einen Schred. So etwas hatte er noch nicht erlebt, es sah mitüberregend aus. Aber sein Zorn besiegte jedes andere Gefühl. „Noch einmal!“ befahl er mit Donnerstimme.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Aber wir müssen ihn erst wieder zum Bewußtsein bringen.“

Die Wasserbehandlung begann, und nach einiger Zeit fand Meyer wieder aufrecht.

„Gewehr in die Hand! Sind noch Patronen drin?“

„Zu Befehl, noch vier Schuß!“ meldete der Unteroffizier.

„Gut! Meyer, jetzt gehts um die Ehre. Sie wissen, was Ihnen bevorsteht. Also bei drei! Eins — zwei — drei!“

„Bums! — Die alte Geschichte!“

„Da soll Sie doch gleich der Knall holen!“ Schimpfte der Hauptmann wüthend. „Der Zammerkerl triegt drei Tage Mittelarrest, und dann wollen wir weitersehen.“

Aber auch der Arrest vermochte Meyers Furcht nicht zu verschuchen. Angstmener, wie er jetzt allgemein hieß, machte seinem Beinamen alle Ehre, und die Krämpfe traten regelmäßig bei jedem Schußversuch seinerseits ein.

Meyer wurde vom Regimentsarzt untersucht und eingehend beobachtet.

„Nun, wie stehts mit dem Kerl, der nicht schießen kann“, erkundigte sich der Hauptmann nach dem Ergebnisse der Untersuchung bei dem Arzt.

„Ist wohl so eine Art dänischer Indiosntraffe nicht wahr?“

Der Stabsarzt juckte die Achseln. „Die Sache ist mir unerklärlich, bleibt aber deshalb doch Thatsache. Es muß irgend eine exerce physische Veranlagung sein, eine Art hysterischer Nervosität. Vorläufig werden wir den Menschen mal im Lazareth behandeln.“

Meyer hatte nun vierzehn Tage lang Ruhe, wurde auf Armentofst gelegt, und bekam allerlei Medicamente mit sonderbaren Namen, ohne daß die Kur irgend welchen Erfolg hatte. Bei der ersten Schießübung, die er nach seiner Entlassung aus dem Lazareth wieder mitmachte, war sein altes Uebel genau wie vorher da.

„Na, dann hieß's nichts“, erklärte der Hauptmann verächtlich. „Dann können wir den Kerl eben nicht dazu gebrauchen. Aber verwenden müssen wir ihn irgendwie! Er soll im Büro benützt werden.“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, das geht nicht. Er kann kaum seinen eigenen Namen schreiben.“

„Was ist er denn von Beruf?“

„Er hat eigentlich gar keinen Beruf. Er ist nur so Gelegenheitsarbeiter auf dem Lande.“

„Ein scheußlicher Kerl! Dann muß er sich scheeren, ich will ihn nicht mehr sehen. Er verfaul mir ja die ganze Kompanie!“

Der Hauptmann veranlaßte das Weitere, es gab viel Schreibereien, und endlich wurde unglückliche Meyer wegen völliger Untauglichkeit zum Heeresdienst aus Anlaß eines nervösen Leidens entlassen.

Er vergoß bittere Thränen, als er von seinen Kameraden Abschied nahm und jammerte über seine Arbeit.

Nach einem Jahr kam der Hauptmann eines Tages ganz aufgeregt ins Kasino, wo gerade der Stabsarzt bei einer Flasche Rothwein saß.

„Hören Sie doch nur, Doktor!“ rief er. „Sie entfinnen sich doch noch jenes Kerls, des Angstmeners?“

„Freilich! Das war der mit der nervösen Furcht vor dem Gewehr.“

„Hahaha! Netze Furcht! Der hat uns alle damals schön reingelegt! Denken Sie nur, heut erzählt mir der Landroth, daß die ganze Sache bekannt war, daß man diesen Meyer festgenommen und ins Kreisgefängniß eingeliefert hat: — er ist der gewandteste und gefährlichste Wilddieb seiner Gegend, nach dem man seit einem Jahr vergebens gefahndet hat!“

Wenn einer Pech hat.

Privatier Schlichter unternimmt von Abgazia aus, wo er sich einige Wochen aufhält, einen kleinen Ausflug nach Venedig. Er ist ganz entzückt von der Pracht der Lagunenstadt und begibt sich nach zwei Tagen zum Landungsplatz, um wieder die Rückreise anzutreten, löst das Schiffsbillet und bemerkt dabei nicht, daß seine Börse, als er sie wieder in die Tasche stecken will, daneben in's Meer fällt.

Das heißt: er merkt es, aber zu spät; als das Schiff bereits in See gestochen ist. Doch sein Schred war nicht so groß, und über den Schönheiten der Fahrt vergaß Herr Schlichter ganz seinen Verlust, begab sich, als der Gong ertönte, in den Speiseton und ließ sich die vorzüglich zubereiteten Gerichte wader schmecken.

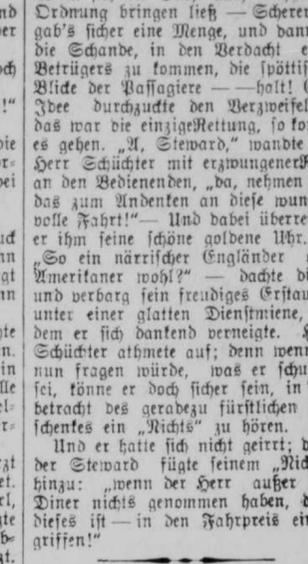
„Es ist unglücklich,“ erzählte da, als man beim schwarzen Kaffee angelangt war, sein Tischnachbar, ein älterer, eleganter Herr, was für Gefindel, Hochtpler und Schwindler sich hier in der besten Gesellschaft herumtreiben! Auf den Schiffen kommt es fast jedes Mal vor, daß einige blinde Passagiere entdedt werden; aber, fuhr er dem aufmerksam zuhörenden Herrn Schlichter zu erzählen fort, die Leute hier kennen alle diese Kniffe wie „befohlen sein“, „verlorene Briefstücken“ u. s. w. und sind unnaohsichtig.“

Herr Schlichter wurde plötzlich blaß wie das blüthenweiße Tischdich und erhob sich mit einem entschuldigenden „Pardon.“ — Mein Gott, was sollte er thun? — Nun stand er ohne einen Heller Geld in der Tasche und hatte an der Table d'hote gegessen und getrunken. Man machte keine Umstände, hatte sein Tischnachbar gesagt — mein Gott, mein Gott, was sollte er thun! Und Herr Schlichter sah sich bereits der Polizei übergeben. Wenn sich die Sache auch nachher in Ordnung bringen ließ — Scherereien gab's sicher eine Menge, und dann — die Schande, in den Verdacht eines Betrügers zu kommen, die spöttischen Blicke der Passagiere — halt! Eine Idee durchzuckte den Verzweifelten; das war die einzige Rettung, so konnte es gehen. „A. Steward,“ wandte sich Herr Schlichter mit erzwungener Ruhe an den Bedienungenden, „da, nehmen Sie das zum Andenken an diese wunder-volle Fahrt!“ — Und dabei überreichte er ihm seine schöne goldene Uhr. —

So ein närrischer Engländer oder Amerikaner wohl?“ — dachte dieser und verbergte sein freudiges Erstaunen unter einer glatten Dienstmine, indem er sich dankend verneigte. Herr Schlichter athmete auf; denn wenn er nun fragen würde, was er schuldig sei, könne er doch sicher sein, in Betracht des geradezu fürklichen Geschenkes ein „Nichts“ zu hören.

Und er hatte sich nicht geirrt; denn der Steward fügte seinem „Nichts“ hinzu: „wenn der Herr außer dem Diner nichts genommen haben, denn dieses ist — in den Fahrpreis einbezogen!“

Erklärt.



Professor: „Wenn ich nichts Geschriebenes zu thun weiß, dann zünde ich mir eine Pfeife an!“

Pastor: „Aha, darum sieht man Sie den ganzen Tag rauchen!“

Der Köchin Ohrgefühl.

Hausfrau: „Was ist denn los mit Ihnen, Bridget? Sie scheinen so aufgeregt.“

Köchin: „Ihr Mann hat mich beleidigt; er lagte mit, mein Kochen erinnere ihn so sehr an das Jhrige, Madam.“

Waltze.

Schloßdiener: „Jetzt, meine Herrschaften, kommen wir in das Burgverließ, durch dessen meterdicke Mauern einst weder Seuffen noch Schreien der unglücklichen Gefangenen an die Außenwelt drang.“

Herr: „Schau, Weiberl, das wäre ein passender Ort für deine Gesangsübungen!“

Ein guter Junge.

Tante (bei der Abreise): „Hier, Karlchen, schen! Ich Dir meine Photographie, weil Du immer so artig gegen mich warst. Sie kostet 1 Dollar per Stück. Paul und Fritz, die mich immer geärgert haben, bekommen gar nichts!“

Karlchen: „Weißt Du was, Tantechen, behalt' lieber die theure Photographie und gib mir 50 Cent's in Baar!“

Ein guter Sohn.

A.: „Du könntest nun aber auch bald ins Gramen steigen!“

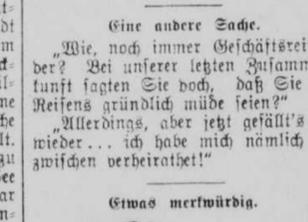
B.: „Recht hast Du, aber die Soche ist mir zu riskant. Mein Alter ist nicht ganz gesund und muß sich nach ärztlichem Ausspruch vor jeder Aufregung hüten. Nun denke Dir, wie leicht ihm, wenn ich das Gramen bestehe, infolge der übergroßen Freude etwas passieren könnte. Also lieber nicht.“

Eine andere Sache.

„Wie, noch immer Geschäftskreisender? Bei unserer letzten Zusammenkunft sagten Sie doch, daß Sie des Reisens gründlich müde seien?“

„Allerdings, aber jetzt gefäll's mir wieder... ich habe mich nämlich in zwischen verheiratet!“

Etwas merkwürdig.



Frau (zur Köchin, welche bitterlich meint): „Was heulen Sie denn so?“

Köchin: „Ach, ... mein Schatz hat mir heute geschrieben, ... daß er sich gestern erschossen hat!“